

**Zeitschrift:** Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun  
**Herausgeber:** Lehrpersonen Graubünden  
**Band:** 24 (1964-1965)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Volkstumspflege und Schule  
**Autor:** Rubi, Chr.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-356188>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 13.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Volkstumspflege und Schule

Chr. Rubi, Bern

Den Vortrag «Volkstumspflege und Schule» hielt Herr Christian Rubi, Bern, am 29. Januar 1964 in Chur anlässlich der Tagung des Evangelischen Schulvereins Graubünden. Diese öffentliche Tagung war dem Thema «Der Heimatgedanke in Schule und Gemeinde» gewidmet. Die Ausführungen Herrn Rubis reihen sich gut an das schon früher in diesem Blatte veröffentlichte Referat von Professor Gg. Thürer «Dorfkultur und Weiterbildung der Jugend». Mit bestem Dank an Herrn Rubi und an alle, die das Erscheinen dieses Vortrages ermöglichten. *Carl Caviezel, Chur*

Es vergeht keine Woche, da ich nicht aufgefordert werde, etwas gegen die in alle Bauernhäuser eindringenden Altertumshändler zu unternehmen. Auf jeder Fahrt durch Täler und Dörfer sieht das Auge landfremde, lieb- und kunstlos erstellte Neubauten. Das Bild der Heimat, das Bild der heimatlichen Natur und Kultur ist gefährdet. Unsere Heimat wird bedroht durch die Technik und ihr Gefolge; als da sind: das überfüllte Leben, die gnadenlose Hast, das Überlaute der Schlagzeile und Reklame, der Verlust alles menschlichen Maßes.

Durch die Sensationspresse, und dazu gehören auch die Wochenheftli, wird das Heutige vor das Dauernde gestellt, das Hohle und Unbedeutende vor das Gewichtige und Ewige. Sie berichtet nicht vom Heldentum des Alltags, wie es sich in jeglichem Beruf und Stand kundtut in aller Stille und mit aller Hingabe. Sie frönt dem leeren Glanz; die Presse – Nebelspalter, Unesco-Kurier und einige wenige ausgenommen – bewirkt tagtäglich, daß der Masse Volk das rechte Maß entgleitet. Und wo das rechte Maß fehlt, da macht sich das Übermäßige breit. Das Übermäßige aber zerstört die Bedingungen des menschlichen Daseins; denn ihm fehlt jegliche Liebe; es ist mithin eine Gefahr der Heimat.

Doch was ist Heimat? Heimat ist die Mütterlichkeit eines Raumes. Ihre ewigen, stillen Gewalten verbergen sich unter der leisen Art des Vaterhauses, im Rauschen des Hochwaldes, im Murmeln des Bächleins, im alten Geräte unter dem elterlichen Dache, im Gottesacker, jenem Garten des Friedens bei der alten Dorfkirche, im Herdengeläute, im stillen Feierabend, im Brausen der Winterstürme sowohl als auch im Sonnenglanz auf Bergeshöhe.

Endlose Häuserreihen eines Stadtrandes können somit nie Heimat werden. Hören wir, was der Münchener Barthel in «Alte und neue Wege zur Heimatkultur» sagt: «Die Maschinen zogen Volk in die Stadt, es mußte gebaut werden; man rechnete und dabei zeigte sich, daß lieblose Häuser die billigsten waren. Es widerfährt mir zuweilen, daß ich diesen Straßen gerecht werden möchte. Dann schaue ich an den Mauern hin und forsche, ob sie denn wirklich nichts, das schön sei, hätten, aber nie noch entdeckte ich an ihnen eine Spur Gottes, nie noch eine Anstrengung, mehr als bewohnbar zu sein. Gleichgültig stehen sie ihre Jahre ab und lassen Autos und Trambahnen hindurch, deren Lärm sie nicht berührt».

Gleichgültig ist nicht nur das lieblos gebaute Haus, gleichgültig wurde auch die Masse Mensch gegen alles, was ihr die Heimat entzieht:

Das schreiende Plakat,  
das laute oder endlos rieselnde Radio,  
die nimmermüde, verführerische Reklame,  
das rücksichts- und lieblose Bauen.

Unser Heimatbild ist angeschlagen, wenn nicht gar zerstört.

*Einst war die Heimat unversehrt,*

ein Gesamtkunstwerk, geprägt und geschaffen durch die Jahrhunderte, geprägt und geschaffen durch die Reihen unserer Ahnen. Zum Gesamtkunstwerk unserer Heimat gehören nicht nur die Dome und Münster der Städte, die Schlösser des Adels, die Prunkbauten der reichen Bürger, sondern auch das einfache Dorfkirchlein, das wohlgefügte Bauernhaus mit all seinen geschmückten Wohngeräten und die natur- und wirtschaftsbedingte Dorfsiedlung. Dieses Gesamtkunstwerk ist seit Mitte des letzten Jahrhunderts in Auflösung begriffen.

Warum? Wie ist es so gekommen? Die Technik hat den Menschen und seine Hand besiegt. Die Maschine wurde zum Giganten und mehr. Der weltberühmte Architekt Le Corbusier schreibt: «Die Maschine, modernes Phänomen, bewirkt in der Welt eine Reformation des Geistes. Man muß bedenken, daß wir die erste Generation sind, die die Maschine sieht. Die Maschine läßt vor uns Scheiben, Kugeln, Zylinder aus poliertem Stahl leuchten, geschnitten mit einer Präzision, die die Natur uns niemals gezeigt hat. Die Maschine ist ganz Geometrie. Die Geometrie ist unsere große Schöpfung und sie entzückt uns. Der Mensch, der Maschinen schafft, handelt wie ein Gott, in der Vollendung.»

Die Hand, bis zur Schwelle des letzten Jahrhunderts erste Dienerin menschlichen Gestaltens, ist heute scheinbar bedeutungslos geworden. Denn einen Maschinenhebel, einen Schaltknopf kann auch ein Armstummel bedienen. Die beseelte Hand schuf Beseeltes. Dieser Vorgang wurde nicht geplant und nicht berechnet, er fand einfach statt und war Ausfluß des Gestaltungswillens seelisch intakter Menschen, denen die Liebe zum schönen Ding innewohnte. Wir aber sind unerfahren geworden. Das letzte Jahrhundert hat uns den Blick auf das Herkommen versperrt. Mit den hilflosen Augen eines verirrtten Kindes staunt der heutige Mensch das räumlich Große an und das Lärmende. Er begafft in seiner Ohnmacht den rohen Stoff des Zements, die polierten Kugeln und Zylinder aus Stahl, den Weltraumflug – aber die Gnade der Hand kennt er nicht mehr.

Die Tradition, jene Erfahrung der Generationen, die fruchtbar wirkt bei jeder neuen menschenwürdigen Gestaltung, ist schon unsern Vätern verloren gegangen. Und sie wurden befallen von Kleinmut, Kulturpessimismus, Unglauben an ihr Gestaltungsvermögen. Es setzte die Auflösung des heimatlichen Gesamtkunstwerkes ein. Überängstliche Männer schufen Asyle für heimatloses Kunstgut, das, losgerissen von seinem Mutterboden, heute in den Museen und Privatsammlungen ein beziehungsloses Dasein fristet.

Was zur Stunde durch die Altertumsaufstöberer im Lande herum geschieht, läßt sich wohl als ruchloser Handel mit Waisen oder Finkelkindern bezeichnen. An ihm haftet ein Mackel der Unmoral und Sünde. Und, oh Leid, die Masse des Volkes läßt dies geschehen und bietet gar noch Hand dazu. Wohl stemmen sich die Leute des Heimatschutzes mit einzelnen Erfolgen gegen die Bedrängnisse, wohl gibt es die nützliche Einrichtung kantonaler Denkmalspflügen, doch es geht um mehr, es geht um die Gesundung unseres Volkstums.

## *Was ist Volkstum? In was besteht das Volkstum?*

Nach Eduard Spranger ist Volkstum ein überindividuelles Gewebe, in welches der Mensch unlösbar hineingewirkt ist. Es wuchs in einer historischen Spanne Zeit auf einem Stück Erdboden, ist durchseelt durch den Raum, die Umwelt und den Kulturbesitz. Jeder Mensch gehört durch Erbgang und Geburt zu einem bestimmten Volkstum. Wie jedes Lebewesen in einer mit ihm verwachsenen Umwelt wirkt und lebt: der Fisch im Wasser, der Vogel in der Luft, so ist für den Menschen selbstverständliche Umgebung das geistige Medium des Volkstums.

Das Volkstum besteht: aus dem heimischen Siedlungsboden,  
aus der gemeinsamen Geschichte und Tradition,  
aus der gemeinsamen Sprache,  
aus den gemeinsamen Kulturgütern.

Ein Volkstum ist lebenskräftig, gesund, wenn sein Wachstum von allen ihm gemäßen Kräften gefördert wird. Es krankt und verkümmert, wenn der heimische Siedlungsboden würdelos und unwohnlich wird, die gemeinsame Geschichte und Tradition dem Volkstumsteilhaber nicht mehr bewußt und bekannt ist, die gemeinsamen Kulturgüter, geistiger und dinglicher Art, verschwinden oder verschandelt werden. Das Volkstum krankt und verkümmert also, wenn sein Teilhaber ohne Beziehung zum Raum, ohne Beziehung zum Herkommen und kulturlos dahinlebt. Nicht wenn ein Volk materiell *gut* lebt, sondern wenn ein Volk *würdig* lebt, bleibt das Volkstum intakt und lebenskräftig.

Adalbert Stifter, mit seinem großen Herzen ein Volkserzieher erster Güte, versteht unter der Würde des Lebens: das Richtige für Groß und das andere für Klein zu halten: «Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwungung seiner selbst. Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollender Zorn, den entzündeten Geist, der umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner. . .» Und weiter: «Wir wollen das sanfte Gesetz zu erblicken suchen, wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird.»

Unser Volkstum ist bedroht, wir stehen in den Übeln. Doch, wir wissen darum. Weite Volkskreise sind mit uns aufgeschreckt und beunruhigt. Das soll uns Mut und Zuversicht geben. Des Lehrers Wirkungsfeld ist nicht begrenzt durch die vier Wände des Schulzimmers. Der Schüler kommt aus der Wohnstube und muß für seine künftige Wohnstube erzogen werden. Aber auch zum verantwortungsbewußten Gemeinde- und Staatsbürger, zum wertvollen Glied der menschlichen Gesellschaft, die nur gedeiht, wenn «das sanfte Gesetz» Geltung hat. Er soll werden ein glaubensstarker, schöpferischer Mensch, dem der passive Genuß, wie Radiohören, Fernsehen und Sportschauen weder Lebenselement noch Bedürfnis ist.

Erziehung erfordert in erster Linie Selbsterziehung. Das bedeutet ständige Arbeit an sich selbst zur Mehrung der sittlichen Güter, des menschlichen Verstehens und Verzeihens, des sinnvollen Wissens, der manuellen Kenntnisse und Fähigkeiten, der kritischen Urteilsfähigkeit, der künstlerischen Einsichten. Die Gesundung unseres Volkstums wird in die Wege geleitet, indem jeder Einzelne auf allen menschlichen Belangen wieder zur Heimat geführt wird. Heimat tritt uns nicht als *Recht*, sondern als *Pflicht* entgegen.

Sie verlangt heute dringend eine wohldurchdachte Landschaftshygiene, die eine Wiederherstellung der biologischen Gesundheit zum Ziele hat. Es liegt dem Lehrer ob, der Wissenschaft, den Naturschutzleuten, ein Helfer zu sein. Er darf nicht nur als Schulstubenbiologe wirken, sondern muß darüber hinaus seine Schüler hinführen zu einer Naturliebe, die um die Landschaft und ihre Forderungen weiß.

*Ebenso stellt das Siedlungsbild seine Forderungen*

Es gibt verantwortungsbewußte Lehrer, die in jahrelanger Arbeit Haus und Siedlung ihrer Gemeinde erforscht haben. Sie gewannen dabei tiefe Einsichten in das Wesen des Handwerklichen, sie erkannten den großen Gestaltungswillen, die Zierfreudigkeit, die Gnade der Hand unserer Vorfahren. Solche Einsichten nähren ein Volkstum, befruchten das heutige Gestalten. Wobei es ja nicht darum geht, auf zweckbedingte Einzelheiten alter Gebäude zu greifen; aber die Gestaltungsgesetze, wie man sie einst in der ländlichen und städtischen Architektur verwendete, haben zu allen Zeiten ihre Geltung. Nur «der bare Hochmut, der alles Gewesene verwirft, und aus sich schaffen will» (A. Stifter), glaubt ihrer entraten zu können. Derart forschende Lehrer entdecken freudig, daß auch im volkstümlichen Bauen im Ablaufe der Jahrhunderte Stilwandlungen vor sich gingen und sozusagen jede Generation sich den ihr gemäßen Formenschatz aneignete. Und es wird ihnen auch bewußt, daß nie in der Vergangenheit alles Gewesene verworfen wurde, sondern jede Generation stets demutsvoll ihr Gefäß zum Brunnen des Herkommens trug.

Solche Lehrer werden nicht sture Heimatschutzleute sein, die jedes alte Gebäude um jeden Preis erhalten möchten und jeden neuen Gestaltungsversuch verwerfen; *lebendiger Heimatschutz* bedeutet: Gestalten der Siedlung, daß ihre Bewohner darin würdig leben, das heißt daß sie vom Schönen, Stillen, vom mütterlichen Raum umfassen sind. Selbstverständlich haben wir uns zu wehren, wenn altes Kulturgut ohne Not zerstört werden soll, aber, wie der Mensch kommt und wieder gehen muß, daß andere seinen Platz einnehmen, so ist auch sein Werk nicht von ewiger Dauer. Unser heiliges Anliegen jedoch ist, zu wirken, daß Neuschöpfungen Kulturwert besitzen und die gestaltende Hand darin zum Ausdruck kommt.

Neben dem Erforschen des Bauwesens einer Gemeinde oder eines Tales stellt sich zugleich das Aufstöbern und wissenschaftliche Einordnen der alten Hausgeräte ein. Und man kommt zu erregenden Entdeckungen, die wahrhaft beglücken. Beschnittene und bemalte Dinge, auch wenn sie keine Jahrzahl tragen, lassen sich bei einiger Erfahrung in die Stilperioden einreihen und somit datieren. Und die Besitzer nehmen Anteil an unserem Forschen; manches verstaubte Stück läßt sich wieder in guten, brauchbaren Zustand stellen und dem Haushalt zuführen. Der Forscher wird zum Pfleger aus innerem Bedürfnis. Ich kenne mehrere Lehrer, die sich durch Restaurieren alter Wohngeräte um unsere Kulturwahrung verdient machen. Andere wiederum sind in der Lage, dank ihrer Einsichten, willige Handwerker zu beraten. Mit alledem schafft er dem Volk die Möglichkeit, sein ererbtes Kulturgut der Wohnstube zu erhalten. Die Aufforderung, solches zu tun, genügt eben nicht, es müssen auch die Wege dazu gezeigt und bereitet werden.

Der Lehrer ist Miterzieher des Kindes, mithin ideeller Teilhaber am Leben der Familie. Er ist Volkserzieher und Heil ihm, wenn es gelingt, auf die Erwachsenen Einfluß auszuüben. Das kann unmittelbar geschehen. Mittelbar geschieht es durch das Schulkind. Eine in der Schule bemalte oder beschnitzte Holzschachtel wirkt sich unter Umständen wie eine Keimzelle aus, indem sie im Elternhaus nach einem ähnlich ornamentierten Wohngerät ruft. Und im Anschauen solch gestalteter Gegenstände, die das Kind aus der Schule heimbringt, wandern die Gedanken der Eltern zu dem, was einst an wertvollem Kulturgut im Vaterhaus gewesen und ein Gefühl der Heimatlichkeit bemächtigt sich ihrer oder vielleicht auch der Schmerz um vertane Werte. So wird das in der Schule ornamental gestaltete Ding zum Miterzieher. Und indem das Kind im Zeichnungs- und Werkunterricht den praktischen Gegenstand künstlerisch veredelt, werden in ihm der Glaube an sein Gestaltungskönnen geweckt und der Wille zu schöpferischer Tätigkeit gestärkt, zwei Eigenschaften, die in unsern Eltern ja ertötet worden sind. Lassen wir die Brunnen des Herkommens wieder fließen, auf daß die Gefäße gefüllt werden können, mit welchen die Pflanze der Zukunft begossen wird. Der Lehrer eines kleinen bernischen Bauerndorfes errichtete die Stammbäume der eingesessenen Familien, erforschte in den Häusern die alten bemalten Truhen und Schränke und brachte sie in Beziehung zu den entsprechenden Generationen. Es waren größtenteils ehemalige Brautstücke. Ihn jammerte der verwahrloste Zustand dieser Dinge. Da ging er zum Fachmann, bildete sich zum Restaurator aus, rettete Truhe und Kasten vor dem drohenden Verfall und schenkte so der Wohnstube seiner Schüler wertvolles, angestammtes Kulturgut. Welch enge Beziehungen wurden da geschaffen zwischen Wohngerät und Familie, Schule und Elternhaus, Gegenwart und Vergangenheit.

Mit dem gleichen Ziel vor Augen, aber auf etwas andere Weise als jener Lehrer, gingen die Kollegen einer großen Emmentaler Gemeinde vor. Sie inventarisierten alle Gegenstände von volkskünstlerischer oder kulturhistorischer Bedeutung jedes Hauses. In den Sommermonaten richteten sie dann in einem zweckdienlichen Raum des Kirchdorfes eine nach einem bestimmten Thema aufgebaute Ausstellung ein, deren Gegenstände als Leihgabe aus den Häusern der Gemeinde stammten. Einmal kamen die alten Geräte des Tuchbereitens zur Schau und damit auch das bunte alte Bettgewand. Ein andermal wurde die Entwicklung der Truhenmalerei seit ihren Anfängen im 17. Jahrhundert gezeigt. In einem weitem Sommer kamen alte Urkunden, Familienpapiere und die verstaubten Druckwerke, wie sie unbeachtet in den Häusern herumliegen, zur Darstellung. Daß der Besuch ein reger war, versteht sich, wollte man doch die Dinge aus dem eigenen Hause in der sinnvollen Aufstellung sehen. Es wurde davon am Familien- und Wirtstische gesprochen, man unterhielt sich über ehemalige Arbeitsmethoden, über alte Sitten und Gebräuche, Kleider und Trachten; kurz, es wurden bei solchen Anlässen unzählige golden verklärte Fäden in die Vergangenheit gesponnen. Und der Geist gemeinsamer Kultur, gemeinsamen Volkstums schwebte wochen- und monatelang über dem Tal. So auch bei Anlaß der vielen

#### *Dorfwochen,*

wie wir sie im Kanton Bern durchführten. In erster Linie befaßten sich Lehrer damit. Es ging um eine Besinnung auf das Gemeinsame, auf das Herkommen, auf das angestammte Kultur- und Geistesgut.

Man setzte sich mit den Gemeindebehörden ins Einvernehmen, man bot Leute auf, die an einem Abend über ein Thema aus der Ortsgeschichte, der Pflanzenwelt, den Gemeindehaushalt oder die ehemalige Wald- oder Alpwirtschaft zu sprechen vermochten, man ging von Haus zu Haus, um das Kunst- und Kulturgut auszuwählen und für die Ausstellung zu sichern. In der Regel im Herbst, wenn Schulferien waren, füllten sich die Schulstuben mit diesen alten Dingen; sie wurden von Kennern thematisch geordnet und beschriftet. Und dann, an vier, fünf, sechs Abenden fand sich alles Volk im großen Wirtshaussaale ein, um den Vorträgen zu lauschen. Es war immer erhebend, wie sich alt und jung, Eingesessene und Neubürger, an diesen gemeinsamen Rück- und Ausblicken beteiligten. Wertvolle Bande wurden in diesem gemeinsamen Erleben um das heute vielerorts so locker gewordene Gemeindegebilde geschlungen.

*Rückblicke* in die Vergangenheit einer Gemeinde werden natürlich nur durch eingehendes Urkundenstudium möglich. Viele Lehrer unseres Landes tun, was vor hundert Jahren schon Adalbert Stifter im «Nachsommer» anregte: «Es wäre nicht unziemlich, wenn durch Forschung in den Archiwgewölben auch Einzelgeschichten von Familien und Gegenden verfaßt würden, die unser Herz oft mehr berühren, und uns greiflicher sind, als alle die großen Geschichten der großen Reiche.» Diese «ans Herz greifenden Geschichten» fließen dem Lehrer aus den Gemeinde-, Bezirks- und Staatsarchiven zu. Sie werden bereichert durch das Studium der Familienpapiere, der mündlichen Überlieferung, der Sagen und Märchen; das alte Haus, das alte Handwerksgut und die historischen Zeugen im Lande sprechen oft eindringlicher als Geschriebenes. Als ein mir bekannter Lehrer durch seine ersten Schüler nach fünfundzwanzig Jahren zu einer Zusammenkunft eingeladen wurde, da erfuhr er aus den Gesprächen folgendes: Die Klassenausflüge in die Umgebung des Schulhauses, zu den alten Bauernhäusern mit ihren Verzierungen, die Geschichtsstunden auf der Burg ruine, in den Gebäuden eines ehemaligen Klosters, auf der sagenumspunnenen Stelle einer verschwundenen Mühle, gehörten zu den schönsten Jugenderinnerungen dieser Ehemaligen. Hier, auf solch bedeutsamen Punkten der Gemeinde, durften die Kinder an der Hand des kundigen Lehrers beseelte Durchblicke in die Vergangenheit der Heimat tun, ihr Geist schlug Wurzeln tief in den mütterlichen Nährboden des Volkstums. Vergangenheit findet sich aber auch im Industriedorf und es ist nicht allein dem Lehrer vorbehalten, als Forscher und Darsteller zu walten. Eine jüngst erschienene Publikation über den städtischen Vorort Wabern bei Bern, in welcher höchst gewissenhaft und klug ein reiches Quellenmaterial verarbeitet ist, stammt von einer Ortslehrerin, Fräulein Hurni. Die farbig geschriebene Ortsmonographie enthält neben dem heimatlichen Geist oft mehr echte Schweizergeschichte als der Leitfaden mit seinen vielen Jahrezahlen und allgemeinen Daten. Denn der junge Mensch kann nur anhand dessen die Vergangenheit erfassen, was ihm seine Heimat greifbar gemacht hat und durch den Kundigen ins Herz und in den Geist gelegt worden ist. Eine Ortsmonographie findet leicht Eingang in die Wohnstube, deren Geist sie sinnvoll befruchtet. Durch sie wird der Vater instand gestellt, mit seinen Kindern alle die vielen Wege in die Vergangenheit der Heimat zu begehen, durch sie werden viele Örtlichkeiten des Tales für jung und alt bedeutungsvoll. Durch sie wird Verstehen und Liebe gepflanzt zu all dem, was in der Vergangenheit für die Heimat erstritten und erschaffen worden ist.

Zur *Wohnstubenkultur* gehört auch das Lied. Man sagt, der Rundfunk, der Gesangsverein oder gar der Schulgesang hätten das Volkslied verdrängt. Stifter bezog vor

hundert Jahren Stellung gegen das Laute und Übermächtige. Er gab dem Stillen, Innigen, dem sanften Gesetz den Vorzug. Dazu gehört auch die Pflege des Schöpferischen in jedem Mensch. Das mehrstimmig gesetzte Lied, ausschließlich gepflegt, verhindert das schöpferische Singen. Man singt seit dem letzten Jahrhundert in Schule und Verein nicht mehr «aus Herzensgrund», sondern aus dem Buch und nicht im Rhythmus der Seele und des Blutes, sondern nach den Taktschlägen des Lehrers und Dirigenten. Vernehmen wir, was vor einigen Jahren ein Lehrer erlebte, als er vom Lande in die Stadt kam. Auf der ersten und zweiten Schulreise sangen die Siebent- und Achtkläßler nicht «seine» mit viel Hingabe eingeübten Lieder, sondern – Gassenhauer und Schlager. Er ging in sich, opferte ein bis zwei Viertelstunden der Gesangslektionen zur Übermittlung von ihm passend scheinenden einstimmigen Röseligartenliedern. Als ein gewisser Stock davon in den Besitz der Klasse übergegangen war, ermunterte er zur zwei- und dreistimmigen, freien Begleitung. Bald ging alles seinen naturgemäßen Weg; er stellte sich zu den Stimmbruchknaben. Ohne Anstimmen und Taktschlagen sang die Klasse aus vollem Herzen Lied um Lied. Der schreckliche Ernst der herkömmlichen Gesangsstunden verschwand und auf den folgenden Schulreisen ertönten nur noch die heimeligen Weisen der schönen Schulhalbstunden. Und daneben auch die wertvollen Lieder, welche man nach dem Buche in der übrigen Zeiteingeübt.

Wie wäre es, wenn man auch in den Übungsstunden der Vereine ähnlich vorgehe? Stellt nicht der zweite, sogenannt gemütliche Teil der Konzert- und Theaterabende gewisse Forderungen. Wie könnte doch ein freies Singen die Vereinsleute mit ihren Freunden und Besuchern aufs Schönste verbinden! Es entspräche ein solches Vorgehen übrigens einem, wie uns scheint, sinnvollen Rhythmus im Erzieherwerk des Dirigenten: Bindung durch das mehrstimmige Kunstlied, Befreiung, Lockerung durch das freigestaltete Volkslied. Und, was uns wesentlich scheint: die Rückbürgerung des Volksliedes ins Volk, in die Wohnstube, würde auf diese Weise wahrscheinlich sein. So sind dem Volkserzieher mannigfache Aufgaben gestellt. Er muß Urkundenforscher sein; denn ohne Kenntnis der heimatlichen Geschichte ist ein richtiges Erfassen der vaterländischen Geschichte unmöglich. Er muß Volkskunsthistoriker sein; denn ohne Kenntnis des volkstümlichen Kunstschaffens kann das Volk nicht zum Gestalten des Schönen angeleitet werden. Er muß Botaniker, Zoologe und Biologe sein; denn ohne Beziehung zur heimischen Flora und Fauna kann keine echte Naturliebe gepflanzt werden. Er muß Geologe sein; denn ohne Wissen um das Werden der Erdrinde bleiben für Lehrer und Schüler unsere Täler und Höhen nichtssagende Gebilde. Er muß Volkskundler sein; denn ohne Kenntnis der Sagen, Märchen, des Volksglaubens, der Sitten und Gebräuche bleibt er ohne innere Beziehung zum Elternhaus der Schüler. Er muß Soziologe sein. Kein Lehrer darf an den wirtschaftlichen Grundlagen, den sozialen Zuständen in einer Gemeinde vorbeisehen, wenn er nicht als welt- und gegenwartsfremd belächelt werden will. Doch, behalten wir klaren Kopf. Es kann nicht jeder *alles* in Angriff nehmen. Aber jeder darf und muß etwas tun, wenn das Schicksal ihm die schöne Aufgabe des Volkserziehers zugewiesen hat.

Man hört auch gelegentlich, der Lehrer sollte sich von seinem Steckenpferd nicht allzuweit vom Schulhaus wegführen lassen, zum Beispiel in den Kaninchenstall oder in die Politik. – Mag sein. Aber jedes sinnvoll gesattelte und gelenkte Steckenpferd führt den Lehrer schließlich wohlbeladen in die Schulstube zurück.

*Die Schulstube?* Die Lehrerin, der Lehrer – der Volkserzieher hat im Grunde genommen zwei Stuben zu betreuen. Die erste umfassen die vier Wände des Schulhauses,

die andere liegt eingebettet im Heimattal. Und in beiden ist von ihm dasselbe zu pflegen, unser Volkstum, in das wir eingewoben sind, mit dem wir verhaftet sind von Geburt an. Als ich vor einigen Jahren auf einem emmentalischen Bauernhof einen kunstvoll gebauten Speicher entdeckte, dessen ehemals reiche ornamentale Malereien am Verbleichen waren und den siebzigjährigen Besitzer verschiedentlich ermuntert hatte, er möchte doch dieses Kunstwerk restaurieren lassen, gab er mir schließlich zur Antwort: «Ja, i wills la mache. Für mi ischs ja nümme. Aber es isch für die, wo nachehöme. U vyllicht hett o mänge, wo da dürechunnt, sy Fröid dranne. I wills la mache.» Dieser einfache Bauersmann sprach hier Worte von hoher ethischer Bedeutung. Als Teilhaber eines durchaus gesunden Volkstums fühlte er sich verpflichtet, das Seine beizutragen, damit die Mitmenschen und Nachkommen *würdig* leben.

Er stand mithin an der Seite Adalbert Stifters, der «ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit. . . Wirksamkeit in seinem Kreise, in Bewunderung des Schönen, Wahren, Guten, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben für groß» hielt. Und der in einem Briefe vom 12. Februar 1864 schrieb: «Ich erlaube mich besonders an dem Lehrerstande, der mir noch am besten in meinen Bestrebungen entgegenkommt. Es sind sehr viele achtbare Männer darunter, und auch solche, die Bedeutung haben.»

Bedeutung für heute und morgen hat jener Erzieher, der nicht Verächter, aber auch nicht blinder Verklärer des Vergangenen, nicht Verächter, aber auch nicht blinder Verklärer des Heutigen ist, sondern mit liebendem Herzen Stärke und Schwäche des gewesenen Tages, Jahres und Jahrhunderts erforscht, um mit gestaltendem Geiste und mit gestaltender Hand das Heute und Morgen zum guten unseres Volkstums zu bewältigen.

## Hinweis auf Handbücher und Darstellungen,

welche für die Arbeit auf dem Sektor «Historische Heimatkunde Graubünden» am meisten gebraucht werden

«Wie ein Heimatbuch entstand» lautete der Titel zu einem Gespräch zwischen den Herren Joh. U. Meng, Trimmis, und Prof. Dr. M. Berger, Chur, im Rahmen der Tagung des Evang. Schulvereins Graubünden, wie das in dieser Nummer veröffentlichte Referat von Herrn Chr. Rubi, Bern. – Wer sich mit dem Gedanken befaßt, für seine Bündner Gemeinde ein Heimatbuch zu schreiben, wird nicht darum herumkommen, die einschlägige allgemeine bündnerische Literatur dazu zu studieren. Das hier folgende Verzeichnis enthält die wichtigsten Werke dafür.

1. *Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz, 7 Bände und Supplementband, Neuenburg 1921 ff.* (abgekürzt HB/LS). Das HBLS wird vor allem dann konsultiert, wenn man über irgend ein Dorf, eine historische Persönlichkeit, eine Familie eine erste Auskunft haben will. Das HBLS enthält auch Literaturangaben zu jedem Schlagwortartikel. Diese Literaturangaben sind allerdings manchmal unvollständig und fehlerhaft. Vor allem fehlt natürlich die seit 1921 ff. erschienene Literatur.
2. *Pieth Friedrich, Bündnergeschichte, Chur 1945.* Das Buch eignet sich vorzüglich für eine erste Übersicht über Fragen, welche die Geschichte Graubündens betreffen. Es enthält im Anhang ein gutes Register und die Literaturangaben zu jeder Textseite.